

Das Recht der Jugend.

Von E. K. Straß.

Sie war noch im Schlafzimmer, als das Mädchen die Morgenpost brachte. Die Fensterläden waren geschlossen und legte die drei Briefe auf die leibende Bettdecke der alten Dame.

Hastig griffen die weißen, gepflegten Finger nach dem ästherischen Papier.

Eine Geschäfts-offerte, eine Abrechnung der Bank, und der blaßblaue, schmale Umschlag mit den kräftigen, großen, lateinischen Buchstaben war von Lante Emille, von der Schwägerin, die ihre Einladung zum Osterfest wiederholte.

„Weiter nichts?“ fragte sie enttäuscht.

„Nein, für gnädige Frau nicht!“ sagte das Mädchen mit einem Lächeln, über das sich die alte Dame ärgerte. „Der Selbstbrief vom Herrn Leutnant war für die junge gnädige Frau... ich habe ihn schon auf die Veranda getragen. Die junge, gnädige Frau war schon ganz frisch heute morgen im Garten und im Wald geblüht.“

Die alte Dame sah plötzlich in ihren Krüsen, ließ und aufrecht. „Und an mich nichts... haben Sie auch die Adresse richtig gelesen... Marie?“

Das Mädchen lächelte. „Selbstverständlich, gnädige Frau!“

„Lachen Sie doch nicht immer wenn ich mit Ihnen spreche!“ regte sich die verwitwete Frau Major v. Planer auf. „Und gehen Sie... ich werde allein fertig... liegt mein blauer Morgenrock da?“

„Ja wohl, gnädige Frau!“

Das junge Gesicht überdachte sich. Sie deutete sich über den hellen Wollteppich, die Hände aufstehen ein paar der gedrückten, schwarzen Spitzen glatt und schoben die Morgenhaube näher an das Bett.

Dann klopfte die Tür, es wurde wieder still im Zimmer, und nur die Sonne blieb und glänzte, und von den Fenstern zierten und lärmten laut die Vögel.

Die alte Dame wartete. Lauschte mit vorausbegugtem Kopf.

Es kam niemand. Und zehn Minuten waren es nun wohl her, daß die Postboten dagewesen und einen Brief von ihrem Sohne gebracht hatte. Nach achtstündigen Schweigen...

... und dieser Brief war nicht für sie... mit diesem langweiligen Briefe ging die Schwägerin jetzt wohl egoistisch im Garten auf und ab und dachte gar nicht an ihr kramphastiges Warten hier oben.

Jetzt stand die Frau Major auf beider Füßen vor dem Bett und zog sich an. Flüchtig, fieberhaft. Die sonst so Eigene vergaß das Waschen und das Kämmen, hatte das Morgenkleid an und ließ durch die Tür, die Treppe der Villa hinab und auf die Glasveranda vor dem grünen, schönen, blühenden Garten des Berliner Vororts.

Da stand der Rasenfriedhof gedeckt und unberührt. Und die Gartenwege waren auch leer, die von der Frühlingssonne in ein gelbes, warmes Licht getaucht wurden.

„Anneliese!“ rief die alte Dame erregt in die Morgenluft hinein. Und noch einmal lauter, ärgerlicher: „Anneliese!“

Keine Antwort. Nur von weit drüben, wo neben der Tannenschönung die beiden Fliederbüsche begannen, die alten, trotzig, die Helmut's Großvater gepflanzt, der 1870-71 mit Hindenburg bei Sedan gekämpft, schmimmerte es wie eine helle Jade... die weiße Strickjacke wohl von Anneliese.

Die alte Dame rief noch einmal, mit schnellen, kleinen Schritten dem grünen Winkel zustrebend. Was sie vor der jungen Frau fand, die dem Sohne vor zehn Monaten, ehe er in den Krieg hinauszog, einen Tag nach der ersten, stillen Trauung gehört hatte. Unglaublich schmal und schlank war sie doch! Nie recht begreifen konnte die Frau Major diese Liebe ihres Jungen, diesen Geschmack... nicht mal ein Soldatenkind... die Tochter eines wunderlichen Gelehrten, der ein Jahr nach dem Tode seiner Frau selber plötzlich am Herzschlag starb... kurz nachdem sich Helmut mit Anneliese verlobt hatte.

„Ja, wo stehst du denn? Hast du mich denn nicht rufen gehört?“ fragte die Frau Major ganz atemlos und laut. „Warum kommst du denn nicht sofort herauf zu mir, wenn du einen Brief von Helmut hast?“

Die junge Frau sah ganz heiß und verwirrt aus. Es war, als müßte sie sich erst bestimmen, wer vor ihr stand und mit ihr sprach. Ein Lächeln war um den feinen Mund und Tränen in den Augen. Und die Hände presste sie gegen die Brust und gegen den Feldpostbrief, mit dem sie in das Blühen und Werden gelassen war, sungslos vor Glück, vor so viel Glück, das nicht so leicht zu bewältigen war...

„Berzich... ich glaube, du schiffst noch, Mama... und es kam so unerwartet nach dem langen Bangen und Grämen... man glaubt's nicht sofort, daß er morgen schon hier sein kann... daß vielleicht schon in der nächsten Stunde das Telegramm kommt, in dem er...“

heftig hatte die Schwägermutter nach dem Brief gegriffen. „Und das sagst du jetzt erst... das... aber so laß dich los!...“ Der Brief ist doch sicher auch für mich bestimmt, wie meist... ja, mein Gott... und Karfreitag ist heute... man kriegt nichts zu kaufen, und der Junge kommt... Aber so laß dich los! Was soll denn das schon wieder heißen?“

Die junge Frau ließ nicht los. In kindlichem Trost hielt sie das zermittelte Papier über der Brust fest.

„Es sieht wirklich nicht viel darin... Mama... nur... nur daß wir warten sollen auf das Telegramm, und er hätte Osterurlaub, in fünf Tagen könnt' er hier sein, vielleicht sechs, wenn die Verbindung gut klappt... der Brief ist wirklich nur für mich... versteh' das doch... Mama!“

Die alte Dame verstand nicht. Sie regte sich furchtbar auf.

„Ich werde dich nicht zwingen, wenn du mir ihn nicht freiwillig zum Lesen gibst. Geheimnisse hat doch mein Junge nicht vor mir... hat er nie gehabt... er war immer ein guter, zärtlicher Sohn, der seine Mutter über alles stellte. Daß ich das mit dir teilen mußte, war doch schwer genug, das weißt du... aber wenn du teilen sollst, heißt es gleich nein... und: „Das kann ich nicht ja...“ und läufst mit deinen Briefen im Walde herum, als hättest du Angst vor mir. Glück oder Unglück ist das nicht.“

Das Lächeln war jetzt ganz tot im Gesicht der jungen Frau. Nur die Tränen blieben. Und als hätte die alte Dame recht — eine Art Furcht war in den dunklen Augen...

„Ich bitte dich... Mama...“

„Ich weiß ja selber nicht, wie mich das oft so überkommt, um nur allein zu sein mit Helmut's Briefen! Ich will dir doch damit nicht weh tun. Und heute... heute früh... als alle Tore plötzlich aufsprangen, die zehn Monate geschlossen waren... als ich davon dachte, morgen schon ist er hier... und Ostern ist... und Frühling... und alle Angst fort... alle Not, Sehnsucht... ach, Mama!“

Die jungen Arme streckten sich aus, haltlos, verlangend.

„Da, lies, nein, Geheimnisse haben wir wohl nicht, nur...“ sie stocherte jäh. Sie hatte wirklich geglaubt, jetzt am Herzen seiner Mutter sich auszuweinen zu dürfen, allen Schmerz, alle Lust.

Aber die alte Dame griff nur nach dem Brief.

„Maus, laß sie, goldene, geliebte Maus, ich hab' Urlaub! Wenn ich bei dir, vielleicht volle fünf Tage, wenn alles gut geht! Und ich lebe, und du lebst, und wenn das Telegramm kommt, bin ich schon unterwegs zu dir, denk mal an, Maus!“

Grüße unsere alte Tante und sage ihr, sie möchte sich mal dreißig Jahre zurückdenken, dann weiß sie, wie uns zumute ist!... Helmut.“

Die beiden Frauen sahen sich unsicher an...

„Was die Hand der Älteren reichte das Briefblatt wieder ruhig zurück.“

„Na siehst du... was ist denn dabei so ängstlich zu verstehen? Du hast wohl ein böses Bewußtsein, Kind?... Wer weiß, was du ihm in den beiden endlosen und vielen Briefen beigeklagt hast, daß er so von mir schreibt! Und kennst mich doch besser als du... ja, sicher! Komm mal her, glaubst du nicht, daß ich mich mindestens ebenso freuen wie du?“

Die Stimme der alten Dame zitterte nun doch etwas. Und die Arme streckten sich der jungen Gestalt entgegen, die schon wieder ganz starr schien.

„Das sollen herrliche Tage werden für uns! Ein Essen soll der arme Junge zum Empfang kriegen — du sollst kochen, Anneliese! Und am ersten Feiertag muß Lante Adele kommen... und am zweiten fahren wir zu Oberst v. Kamitz... der alte Herr wird aufleben, wenn er den Jungen so beordert und gesund wieder vor sich sieht — und am dritten Feiertag muß Lante Emille kommen, ich schreibe ab — sie wollte durchaus, daß ich morgen zu ihr fahre — und zur Fest bei ihr bleibe. Heute, ja! Schon der dritte Brief besiegelt, mal... Und was ich noch sagen wollte, Kind — Helmut wird auch zu den armen Lüder's ins Lazarett fahren wollen — und bei Frau General Schmidt muß er einen Kondolenzbesuch machen — aber da fahre lieber nicht mit hin — du weißt doch, wegen der Kofemarie, die sich soviel Hoffnung auf Helmut gemacht.“

„Ja —“ flüsterte die junge Frau mit herabgesunkenen Armen. Ihre Finger krampften sich um des Liebsten Brief. Das — nein, das würde doch auch er nicht wollen — so viel hinausgehen — soviel Besuch haben in dieser langen, kurzen Urlaubszeit — das — das ging doch gar nicht — pflegen wollte sie ihn doch, ruhen sollte er doch nach allem Sturm und Kampf da draußen — es war doch Krieg, da sind doch gesellschaftliche Pflichten so gleichgültig — da wußte doch trotzdem einer vom andern, daß alle zusammengehörten, das gleiche fühlten.“

Aber sie wagte nicht, ihre Gedanken in Worte zu kleiden. Langsam ging

sie der geschäftig und froh vorantretenden zum Hause und zum Frühstückstisch nach.

Die himmelhohe Seeligkeit der letzten goldenen Stunde wollte sich gar nicht mehr so leicht und verabschiedung zeigen — selbst! Und sie hatte doch so dankbar, so selig sein müssen! Und immer noch mehr versuchen, Helmut's Mutter näherzukommen in kindlicher Liebe, die soviel für sie getan. Die nach soviel Sträuben es damals zugegeben, daß sich der einzige, vererbte Sohn die arme Professorentochter nahm, die weder Vater und Mutter hatte und nun doch hier in dem wunderschönen Hause ihr Heim gefunden, nachdem der Brautkranz gelüht — und nach der kurzen Verlobungszeit die rasche Kriegstraumung kam, nach der Helmut so heimlich begehrt, ehe er hinausging ins Feld.

Die junge Frau nippte an der Kaffeetasse, und das Frühstücksbrot blieb unberührt.

„Morgen,“ dachte sie erschauend, „morgen.“

Sie hörte gar nicht, was die alte Dame sprach. Wie aus weiter Ferne drang die freundlich erregte Stimme an ihr Ohr. Sie hätte auch nicht gewußt, was sie sagen sollte. Es brannte in ihrem Herzen, es flammte vor ihren Bliden, das Zwischend der Lügen und fernes, dümmes Gedenken wurde zu brauenden Affekten; so, nein, so war ihr ja nicht einmal zumute gewesen an ihrem Hochzeitstag, so zerschend alles Glück und so der Drang, geben zu können an Liebe festlos, ohne Ende und Wohl —

Anneliese schloß die Augen vor den vielen süßen Bildern, die sich in ihre Seele drängen wollten.

Nach zehn Monaten langer Trennung würde sie Helmut wiederhaben, in wenigen Stunden schon, spätestens morgen, am Osterabend. Wo blieb der Krieg und sein Grauen heute? Wo Angst und Not?

„Ich glaube, du hast gar nicht hin, wenn ich spreche,“ sagte da hinein die alte Dame, indem sie aufstand und dem Mädchen winkte. „Ich verstehe deine Art wirklich nicht! Wie kann man nur so still und stumm da sitzen, wenn uns soviel beunruhigt? Es ist ein Glück, daß ich noch da bin! Für den Jungen jorgen kann! Die Mädchen haben natürlich beide keinen Ausweg in den Feiertagen. Und Wein muß sofort telephonisch bestellt werden, Bier, Fleisch und Torten. Am liebsten würde ich noch selbst etwas backen; mein Gott, Anneliese, rühr' dich doch ein bißchen, ob in eurem Zimmer muß doch noch getraut werden — und alles hergerichtet.“

„Was denn?“ wollte die junge Frau fragen. „Es ist doch immer alles bereit in mir zu meines Liebsten Heimkehr. Nur Blumen muß ich noch holen, sehr viele Blumen, für alle Winkel, und meine weißen Kleider hervorzuholen, und die Mädchen können doch ruhig ausgehen, es wäre umso stiller und schöner im Hause nach dem Schlachtenarm da draußen, und kein Mensch darf wissen, daß Helmut hier ist, einer.“

Jetzt schredete Anneliese doch hoch aus ihrer Versunkenheit: l. Wie flammten schlug es über die zarten, schmalen Wangen. Was hatte sie denn da eben gedacht, geträumt? Ganz egoistische Wünsche — niemand war plötzlich auf der Welt gewesen als Helmut und sie, wahrhaftig! Sie lebte ganz allein hier in dem einäminen, blühenden Erdenviertel am Frühling's- und Osterwalde. Selbst seine Mutter nicht.

Ganz schein und schuldbehaftete Blicke die junge Frau hoch, direkt in das Gesicht der alten Dame, der Herrin über dieses Haus.

„Berzich, Mama, ich komme sofort!“

„Schon als kleines Mädchen war ich dumm und stumm, wenn so eine große, große Freude kam. Es geschah nicht oft, und so groß wie heute war sie wohl nie — und — und sei auch, bitte, nicht mehr böse, daß ich heute nicht sofort mit dem Brief zu dir heraufkam, ich denk' ja jetzt immer noch, ich träume.“

Die alte Dame nahm die ausgestreckte Hand und schien etwas verwirrt vor der unerwartet reichen Bitte.

„Ist schon gut,“ sagte sie. Sie erinnerte sich, daß sie noch unfrisirt war, und ließ erschrocken die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf.

Den Tag über trante, räumte, bestellte sie und ordnete an. Und als am Abend das erwartete Telegramm eintraf, das des Sohnes Ankunft für eine frühe Regenstunde des nächsten Tages kündete, befiel sie es erst eine ganze Weile bei sich, in ihrem schönen, von cotem Abendlicht durchflommenen Zimmer, ehe sie Anneliese, die noch im Garten war, zu sich rufen ließ.

Die junge Frau fand mit gefalteten Händen und ganz bangen, weltfremden Augen.

„Es ist beinahe zuviel des Segens, Mama; wenn man dagegen an andere Frauen denkt, denen sich nie wieder so viel Turen zum Seligsein aufschließen“, sagte sie flüsternd.

Im nächsten Augenblick war sie schon wieder draußen, und die Frau Major hörte die leichten Schritte wie flüchtig auf der Treppe, die zu den oberen Räumen der Villa führte.

Nur das rote Abendlicht war noch im Zimmer. Seine leichten Funkenlagen gerab auf den beiden Solotombildern auf ihrem Schreibtisch, Mann und Sohn. Der eine, den ihr der Tod zu früh genommen, im hellblauen Dragonerrot, der andere in Feldgrau. Beide schmückte das Eisenkreuz.

Die Frau Major sah vor dem alten Schreibtisch, ganz in sich versunken.

Es wurde dunkler draußen. Das Licht schwand, und durch das offene Fenster drang Blütenduft, genau so stark wie damals vor dreißig Jahren, als zu Ostern schon die Kirschbäume im weißen Werke standen und die Tannen schimmerten, die den Garten begrenzte.

Wie kam der Junge nur darauf, das zu schreiben, was ihr den ganzen Tag nicht mehr aus den Kopf wollte! „Grüße unsere alte Dame und sage ihr, daß sie sich mal dreißig Jahre zurückdenken möge, dann weiß sie, wie uns beiden zumute ist.“

„Unsere alte Dame —“

Die Frau Major hatte plötzlich den Kopf auf die Mahagonipolster gelegt, dicht vor die beiden Soldatenbilder. An das junge, junge Frauen Gesicht dachte sie, das so schmal und zart und leidvoll ausgesehen in den letzten zehn Monaten, und in dem es heute gequält und gebrannt hatte von hundert Flammen der Erwartung und Erfüllung aller Lebenswünsche der Jugend und Liebe. Warum hatte sie das nicht sofort empfunden und das zitternde, hilflose Kind an ihr Herz genommen ohne Wort und Vorwurf, nur verstehend die Frau zur Frau, die Mutter zur Tochter? Ja, warum nicht?

Jetzt hob die Frau Major doch den grauen Kopf mit der zierlich und sorgsam gewickelten Haube. Ihr Blick wanderte vom Bild des Mannes zu dem des Sohnes.

„Junge,“ sagte sie, „hast recht, wenn du die alte Mama mal ein bißchen auf sich selbst besinnen läßt, hast recht, Junge. Wir Mütter vergeßen in eigenen Glück viel zu oft das Zurückwandern in junge Tage und Empfindungen. Und es ist doch ein so guter Weg, Kinder recht zu verstehen.“

Jetzt war die Sonne ganz fort. In der Dunkelheit ging eine Tür, kamen Schritte auf die reglose, einsame Frau zu.

„Morgen, Mama, ach, morgen!“ — sagte eine junge Stimme dicht an ihrem Ohr. Und zwei Arme suchten nach ihr und fanden —

Und der Morgen kam.

Die beiden Frauen standen auf dem Bahnhofsplatz der großen Halle und wagten sich nicht gegenseitig in die Augen zu sehen.

Anneliese hatte Blumen in der Hand. Mandelblüten taufte sie, wie sie heute früh im Garten standen. Von denen stelen die winzigen, rosensüßen Blättchen eins nach dem andern an den zuckenden Frauenhänden herunter.

Die Frau Major hatte leere Hände. — Und es war gut, daß niemand sah, wie diese Hände sich bemühten, still zu bleiben, ganz ruhig um die Schnur des schwarzen Seidenbeutels gelegt, in dem das Bild von Helmut's Vater lag, das sie für zwei oder auch drei Tage mitnehmen wollte in ein fremdes Haus. Sie hatte dann mehr Halt, und der Mund würde immer da sein und sprechen: „Weißt du noch?“

In die Wartenden auf dem Bahnhofsplatz kam Leben. Von irgendwo — da hinten bei den hohen Pfeilern und Säulern brauste es heran — stampfend, qualmend, der Zug vom Westen her.

Anneliese stand ganz bewegungslos, beide Hände um die blätternden Blumen.

Die Frau Major sah in das junge Gesicht, das nur Augen hatte für den einfachen Zug, und es kam wie ein Lächeln in ihren nasen Bild.

Mit einem Male begriff sie, was ihren verwöhnten Jungen zu dieser stillen, feinen Mädchenblume gezogen und zum erstenmal war sie dem Geschick dankbar dafür, daß ihr wilder tapferer Bub so ein Jüngel gefunden.

Der Zug fuhr ein. Aus seinen Türen und Fenstern wankte, lachte, in den es. So viel Feldgrau, die in den wohlverdienten Osterurlaub heimführten. So viele...“

Bei den Frauen verschwamm alles in einem einzigen Durcheinander. Sie sahen nicht mehr — hörten nur noch das Rufen, Lachen, Grinsen.

Bis die Frau Major plötzlich aufschrie: „Junge!“ und blindlings zu-griff.

Wirklich, für einen Augenblick hielt sie als erste ihr Kind am Herzen. Gesund, braungebrannt, mager und schmal geworden, aber er lebte. Und so ernst, gar nicht jung sah er aus, so bitter ernst die hellen Augen unter dem blonden Haar.

Mit einem Ruck rief er sich los, kraftvoll, riefenstark, und hielt sein junges Weib im Arm, das wie verloren bagefallen in dem Gewühl.

„Maus — goldene —“ Die Mutter war vergessen.

Sie lächelte aber ruhig, immer in die fliehenden Tränen hinein. Die beiden jungen Köpfe sah sie, den hellen und den dunklen, und ihr schones, altes Haus mit den vielen Fenstern

blühen und der Waldesammet ringsum.

Nun schritt man den Ausgang zu. Der Junge hielt Anneliese's Hand, starrte unentwegt in das zarte Frauen gesicht, in dem eine Schönheit war, als ob leichhaft der Frühling darin untergetaucht.

Und nun, kurz vor dem wartenden Auto, in dem die Damen zum Bahnhof gefahren, drehte er sich um und sah die Mutter an.

„Ich glaube, das habe ich dir auch zu danken, daß die Anneliese so blüht,“ sagte er erschüttert.

Die Frau Major schüttelte den Kopf. Ihr Lächeln war noch immer da. Und ihre Hand hob sich und strich rasch, benaube verächtlich über den grauen Kimmel des Kriegsmantels.

Er hielt die Hand fest, streichelte sie ohne ein Wort.

Und da sagte die Frau Major ganz laut und stark:

„Ja, Kinder, ihr müßt mir aber nun nicht böse sein, doch ich noch nicht mit euch hinausfähre nach Wannsee. Lante Emille ist krank, sie erwartet mich heute morgen. Du, du bleibst ja fünf Tage hier, Junge, nicht wahr? Da könnt' ihr doch den ersten, aber vielleicht auch den zweiten noch ruhig erst mal ohne mich auskommen, denke ich.“

„Sechs Tage bleibe ich, vielleicht sieben,“ sagte der junge Offizier, und hielt plötzlich die Mutter im Arm. „Ist das auch nicht Fahnenstuch, Mutter?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich glaube das Gegenteil, mein Junge.“

Die junge Frau widerstrebte. Ganz saftungslos und blutübergossen hand sie vor dem Auto und drängte gegen die alte Dame an.

„Mama, du müßt mit uns kommen. Ich verstehe das nicht, Mama.“

Aber die Frau Major drängte selbst ihre Kinder in die offene Wagengüter.

„Ich habe dich ja nun erst mal gesehen, gefühlt, Junge! Und ich bin so froh. Ihr wißt das vielleicht nicht, wie froh! Seid's auch zusammen. Am ersten oder zweiten Osterfeiertage komme ich, da haben wir noch viel Zeit zum Plaudern, meint ihr nicht?“

Das junge Paar rielte überzeugt. Sieht sich schon wieder bei den Händen und ließ sich von der alten Dame in das Auto drängen.

Um den ersten Mund des Kriegers aber kam ein Lachen, Leuchten, Begreifen.

„Na, dann auf Wiedersehen, da prachtwelle, alte Dame.“

„Auf Wiedersehen!“

Das Auto fuhr, und die Frau Major blieb noch ein junges Weibchen stehen und sah ihm nach, ehe sie sich ein eigenes suchte, um zu der Schwägerin in die stille Tiergartenstraße zu fahren.

Augen hatte sie, als wäre sie wirklich um dreißig Jahre jünger.

Der Idiot.

Im Fischerbörchen Flundernort haben sie einen Idioten. Im Sommer wird Flundernort als Seebad besucht, und für die in recht stattlicher Anzahl sich einfindenden Badegäste ist der Idiot ein Gegenstand großen Interesses. Er liebt es, blödsinnig auf die See zu starren und sich dabei anstaunen zu lassen. Sprechen kann er ganz gut, aber natürlich gibt er immer verkehrte Antworten; das liegt nun einmal so in der besonderen Beschaffenheit der Idioten.

Am meisten Reiz aber gewährt ein Spiel mit ihm, dessen die Badegäste nie müde werden. Man hält ihm zwei Geldstücke hin: ein Markstück und ein solches von zehn Mark. Und jedesmal nimmt der Idiot beide in die Hand, dreht sie, sieht sie ganz genau an, legt schließlich die Krone auf das Markstück, findet, daß das Goldstück bedeutend kleiner ist, und steckt schließlich die Mark mit blödsinnigen Grübeln ein, während er das zehnmarkstück dem Eigentümer widerstandslos wieder einhändig.

Das macht natürlich Spaß, und an manchen Tagen, besonders wenn neue Badegäste angekommen sind, kann der Idiot bis zu einem Duzend Markstücke in die Tasche stecken.

Neulich sah ich mit dem Gemeindevorsteher von Flundernort bei einem Glase Bier zusammen. Ich brachte das Gespräch auf den Dohdohdoh. „Wissen Sie,“ meinte er, „eigentlich ist es doch merkwürdig, daß er immer die Mark nimmt, auch wenn sie noch so abgegriffen und unscheinbar ist. Man kann ja verstehen, daß ihm das größere Geldstück reizt, aber andererseits sollte man doch auch meinen, daß er eher am Blinken und Glänzen des Goldes Freude haben müßte.“

Da sah mich der Herr Gemeindevorsteher sehr überlegen an, als ob ich eine große Dummheit gesagt hätte. „Na, wissen Sie,“ antwortete er, „da müßte ja unser Idiot schafsbüchlich sein, wenn er das auch nur einmal machte; kein Mensch würde ihm mehr eine Mark geben.“

Läuschen der Spion.

Skizze von Franz Eddite.

Der Feldgeistliche schritt durch das Lazarett, helfend, tröstend, segnend. Er kam auch dahin, wo die Schwermverwundeten lagen, deren Leben im Flükten war. Da winkte ihm einer, schon zum letzten Gange gerichtet. „Es geht zu Ende, Hochwürden,“ flüsterte er. „Aber kein katholischer Priester ist hier. Ich bitte, hören Sie mich — ich muß beichten — ganz kurz...“

Er war mein bester Jugendfreund. Auf dem Gymnasium nannten sie ihn Läuschen, denn er hieß Lascianus mit Vornamen, Hochwürden — und Lehrer und Mitschüler verpöten ihn oft. — Er schrieb schlecht und knüdete die langen Buchstaben so merkwürdig scharf ein, so etwa: „Auch wußte er in der Physik nicht, ob die schiefe Ebene nach unten oder nach oben führe. Darauf fiel er immer hinein, obwohl der Professor zu ihm zu sagen pflegte: Läschen, die schiefe Ebene kann nach oben, sie kann aber auch nach unten führen! — Aus Obertertia ging er ab, und ich hörte lange nichts von ihm. Ich wurde Postbeamter und war, obwohl ich Zbigniew Motrinski hieß, ein guter Deutscher. Glauben Sie es mir, Hochwürden!“

Da kam der Krieg, aber meine alte Mutter wollte nicht, daß ich freiwillig eintrat. So blieb ich auf dem Amt. Im Herbst erschienen die Russen in unferer Nähe und gruben sich ein. — Wir hatten Postperre und ich mußte die eingekleideten Sachen durchsehen helfen. Da fiel mir immer wieder eine Handschrift mit so seltsam eingekleideten Buchstaben auf, und, Hochwürden, ich erkannte sie: Läschen war am Orte. Aber was er schrieb, Hochwürden! Es klang ganz harmlos, immer an einen Besizer in der Nachbarschaft. Da stand zum Beispiel: Alexander ist schon gesund, Josef noch nicht, wird es aber in den nächsten Tagen werden, und die Stanislaw sei eben erkrankt. Auch seien tausend Zentner Kartoffeln angekommen und so ähnlich mehr.

Hochwürden, zuerst erschienen mir diese sich dauernd wiederholenden Meldungen als dummes Zeug, doch schließlich mußte man es ja merken: Läschen war Spion! — Die Namen bedeuteten Strecken im Gelände, die armiert wurden, und die Soldaten waren Verpfändungen oder Regimenter. — Jesus Maria, was sollte ich tun! Ich hatte ihn anzuzeigen, das war klar, aber Läschen war mein bester Freund und hatte mich einmal aus dem Wasser gezogen, wie ich als Junge im Eis eingebrochen war. Wäre ich nur ertrunken, hochwürdiger Herr, denn nun wußte ich nicht, was tun! Es war eine schreckliche Zeit für mich. — Da suchte ich Läschen auf! — Ich fand ihn in einer Gastwirtschaft, doch wie: Heruntergelommen, schlecht, ganz schlecht. Ich sagte ihm alles auf den Kopf, und er gab es zu. Aber dabei verhörnte er mich, daß ich eine deutsche Uniform trüge, ein Nimie, ein preußischer Hungerleider sei. Er klapperte mit dem Zungengel in der Tasche. Ich warnte ihn, ich bat ihn. Er lachte mich aus, doch dann erzählte er von seinem verpfändeten Leben, und daß die schiefe Ebene ihn nach unten geführt hätte. Aber sie könne auch wieder nach oben führen! Ich drohte ihm mit einer Anzeige, da lachte er wieder und schrie: Deinen Lebensretter, deinen Freund — tu's, pfartwe! Da konnte ich nicht, ich warnte mich, ach nicht, schief nicht. Bis eines Abends — da kam das Entschliche, die deutsche Stellung wurde überfallen, und es wurde laut gefügt: nur durch Spionage sei das möglich gewesen. Dann wurden die Toten, die Verwundeten durch das Städtchen gefahren! Was ich da ausgestanden habe, Hochwürden, ich schreide noch jetzt in meiner letzten Stunde zusammen, wenn ich daran denke. — Ich kam mir wie der Verräter, der Mörder vor! Am selben Tage war Läschen verschwunden. Und dann — dann brachten sie einen zu uns, zu meiner alten Mutter ins Haus, der schrie Tag und Nacht, ehe er starb. Ein junger Offizier, Rauchschuß. Ich hatte ihn gemordet, Hochwürden! Da wollte ich mich erhängen, aber, gelobt sei Jesus Christus! ich besann mich! Ich wurde Soldat, um zu föhnen... meine entsehlliche Schuld! Und Gott schenkte mir Gnade — ich konnte kämpfen und darf jetzt sterben, hochwürdiger Herr, sterben fürs Vaterland — und ein bißchen föhnen — ein klein bißchen föhnen —

Ein Blutsturz endete seine Besichte, sein Leben.

Der Feldgeistliche drückte ihm die Augen zu und segnete auch dieses Toten.

Geföhnt...

— Doch etwas. Schauspielers

„Ich bin unter ausgezeichneten Verbindungen an das Theater in E. engagiert. Sage bekommen ich ja allerdings vorerst keine, aber der Direktor hat mir kontraktlich versprochen, daß er mich in den ersten sechs Wochen nicht anpumpt.“